



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

naiv als eine maskirte Abendunterhaltung, bei welcher es ihn am meisten freut, wenn er den gemüthlichen Gesellschafter, den Komiker, oder die liebenswürdige Fräul. *** die Soubrette, sofort aus ihren Verhüllungen herauskennt. In der Residenz besucht er die Hoftheater eigentlich nur, wie man irgend eine Sehenswürdigkeit besucht, um nicht in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben. —

Trotz alledem ist der Theatersinn und dramatische Empfänglichkeit im allgemeinen in Oestreich stärker entwickelt, als in Baiern. Dort gehört das Theater in den Provinzstädten zu den winterlichen Luxusartikeln, mit denen man es der Residenz nachthun will, ohne daß man doch ein eigentliches Bedürfniß darnach empfindet. Darum, vielleicht nur darum sind hier eben die Anforderungen an das Unternehmen viel umfassender, als in den österreichischen Provinzstädten. Man will das ganze Repertoire des Münchener Hoftheaters und auch noch das der beiden Schweigerschen Volksbühnen. Die Theaterunternehmer sind also zunächst zum Engagement eines verhältnißmäßig sehr großen Personals gezwungen. Während aber die österreichischen Provinzialdirectoren fast immer auf gut besetzte Häuser rechnen können, besonders wenn sie bestimmte Vorstellungen mit besondern Anstrengungen herstellen, findet in den bayerischen Provinzstädten im allgemeinen das umgekehrte Verhältniß statt. Dies besonders in den an der Münchener Eisenbahn gelegenen Orten. Hier verhält sich das Logenpublicum gegen die Vorführung größerer Dramen und Opern von vornherein abweisend kritisch; und wenn dieselben wider Erwarten gelingen, so liegt selbst in der Anerkennung bloß eine mitleidige Bewunderung, dicht daneben jedoch noch immer eine vornehme Befriedigungslosigkeit, welche fortwährend mit München vergleicht, ohne auf die Verschiedenheit der äußeren Umstände billige Rücksicht zu nehmen. Diese äußeren Umstände sind aber in den bayerischen Provinzen, auch abgesehen vom Theaterbesuche, durchschnittlich minder günstig, als in Oestreich. Während dort selbst in den kleinern Provinzstädten dem Theaterunternehmen ein bestimmter, meistens nicht unbeträchtlicher Zuschuß aus der Communkasse zu Theil wird, ist dies in Baiern nur ausnahmsweise der Fall.

W o c h e n b e r i c h t.

Aus Berlin. Das neue Museum, die Transparente, Ecce homo von Steinbrück. Im neuen Museum zu Berlin, wo sich die meiste Kunstthätigkeit concentrirt, ist man wieder ein gutes Stück vorwärts gekommen. Die eine Wand des Treppenhauses ist im vergangenen Herbst mit „dem singenden Homer“ vollendet, auch alles, was von Decorativem noch zu machen war, meines Wissens beendet, und so ist nur das Gerüst auf die gegenüberstehende Seite zu versetzen, welche dann im nächsten Frühjahr mit der Gumnenschlacht begonnen werden soll. — Schon im Frühjahr ist der rö-

mische Saal fertig geworden, die Bilder im Niobidensaal (Gegenstände aus der griechischen und römischen Heroensage) ebenfalls zum größeren Theil vollendet, die übrigen in Arbeit. — Nicht minder ist man in der südlichen Kuppel, wo, wie ich Ihnen berichtete, drei größere Bilder, die Bezug auf Einführung des Christenthums haben, thätig; und in den Sälen, welche für christliche Sculptur bis in die neueste Zeit bestimmt sind, ist man sowol mit Aufstellung der Werke als mit Ausschmückung der Wände und Decken beschäftigt. An der Decke über dem Raum für mittelalterliche deutsche Sculptur werden Brustbilder deutscher Kaiser, umgeben von je vier grau in grau gemalten Figuren, welche die wichtigsten Städte darstellen, angebracht. — Soviel nur für dieses Mal, da ich Ihnen näheres darüber nach Vollendung dieser Arbeiten mittheile.

Wie in früheren Jahren hatte der hiesige Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Künstler in der Weihnachtszeit eine Ausstellung von Transparentgemälden veranstaltet. — Bei manchem Anerkennenswerthen, besonders in der Malerei muß ich doch gestehen, daß der Eindruck der sechs Bilder im ganzen unbefriedigend war. Ich bin durchaus nicht der ziemlich allgemeinen Ansicht, daß die Künstler unserer Zeit überhaupt nicht mehr fähig sind, Bilder christlich-historischen Inhalts zu produciren; freilich wird es jetzt eine viel geringere Zahl sein, als zu einer Zeit, wo die christliche und die kirchliche Anschauung noch das ganze Leben mehr beherrschte, so daß auch dem weniger Begabten, der nicht über die alltägliche Anschauung hinauskommt, dergleichen Gegenstände geläufiger und erreichbarer wurden, während in unserer Zeit, wo Interessen und Anschauungsweise anders geworden sind, es nur denen vergönnt sein dürfte, sich solcher Gegenstände zu bemächtigen, die durch besondere Einfachheit der Auffassung, Tiefe der Empfindung und Kraft der Phantasie befähigt sind, sich über die gewohnten Anschauungen des sie umgebenden Lebens zu einer höhern Anschauung zu erheben, durch welche sie dasjenige, was für alle Zeiten groß und wahr bleibt, in ihrer besondern Zeit wiederzufinden und für dieselbe in erschöpfender Weise zu veranschaulichen im Stande sind. Ist es schon bei einer nicht sehr großen Zahl von Künstlern, die sich meines Wissens bei diesem Unternehmen betheiligen, kaum zu erwarten, daß viele vermöge eines so hohen Grades der Begabung dergleichen Gegenstände in genügender Weise behandeln werden, so kommt für diesen Fall auch noch ein äußerer Grund hinzu. Es ist kaum zu verlangen, daß Künstler, die meist ihre Zeit sehr zu Rathe halten müssen, das erforderliche Maß derselben und viel Mühe und Studium auf Vollendung eines Werkes wenden werden, das für wenige Wochen ausgestellt wird, um dann der Vergessenheit übergeben zu werden. — So werden denn jene Bilder wol mehr oder weniger oberflächlich behandelt; — und es ist am Ende dem Publicum nicht zu verdenken, wenn es dieselben ziemlich lau hinnimmt, während doch dem thätigen und uneigennütigen Eifer jener Künstler die größte Anerkennung zu wünschen wäre. — Es schiene mir daher in jeder Beziehung und für alle Theile besser gesorgt, wenn man anerkannte Compositionen älterer Meister, wie es früher geschehen ist, als Transparentgemälde ausführte, denen auch vielleicht einige neue zugethan werden könnten. Es würde so wahrscheinlich die Mühe geringer, die Einnahme bedeutender und die Befriedigung des Publicums größer sein. — Doch die Theilnahme für das Unternehmen läßt mich von dem eigentlichen Gegenstande abkommen: manches Gute und manches wenigstens Erträgliches bieten die vier ersten Bilder, „die Verkündigung bei den Hirten“ von Stürmer, „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten“ von H. Schulz, das recht kräftig in der Farbe

ist. Tief und schön colorirt ist das dritte von Cretius, „die Taufe Christi“, in der Zeichnung freilich sehr schwach, und in der Composition unbedeutend, das vierte, „Christus erweckt Jairo Töchterlein“ von Richter ist vortrefflich in der Wirkung, schön und fein colorirt, freilich nicht überall von dem gehörigen Ernst in der Farbe; schön sind die Eltern des Mädchens, auch im Ausdruck; Christus ist in Ausdruck und Bewegung ganz mißlungen. Das sechste Bild, „Christi Himmelfahrt“ von A. v. Klöber ist ziemlich schwach, wenn auch manches Gute in der Composition. Den stärksten Tadel verdient das fünfte Bild von Menzel, „Christus treibt die Verkäufer aus“. — Menzel hat freilich auch in diesem Bilde sein großes Talent, aber eine noch größere Einseitigkeit und Geschmacklosigkeit bewiesen; er hätte für seinen Ruf besser gethan, dieses Bild nicht zu malen. Seine Bilder, die Gegenstände des Genres oder des sogenannten historischen Genres behandeln, werden mit Recht bewundert. Mit diesem Bilde aber hat Menzel nur gezeigt, daß er über die Auffassung, die in jenen Bildern ganz am Plage ist, nicht hinaus kann. Das wäre auch ganz gut, wenn er nicht den Anspruch machte, mehr zu können und mit einer gewissen Präension seine Auffassung als die eigentliche hinstellte. — Menzel malte schon vor einigen Jahren ein Transparentbild, „Christus als Knabe unter den Pharisäern und Schriftgelehrten im Tempel.“ Läßt schon die Wahl der Gegenstände in diesen beiden Bildern der Vermuthung Raum, als habe es Menzel besonders auf starke Contraste und scharf markirte Charaktere abgesehen: so läßt uns die Ausführung darüber keinen Zweifel; die Verkäufer hier, wie die Pharisäer dort, sind die gemeinsten und greulichsten Schacherjuden, die er nur auf einem Jahrmarkt aufreiben konnte, in widerwärtig pikanter und zum Theil gradezu caricirter Weise aufgefaßt. So etwas gehört kaum in ein komisches Genrebild. Dennoch sehen wir hierin immer noch Talent, wenn auch ein gemißbrauchtes; aber da, wo Menzel diesen gemeinen fragenhaften Gestalten gegenüber einfach und edel, wol gar schön sein will, documentirt er seine größte Schwäche. Sein Christus hat ganz allgemeine verschwommene Züge ohne Form, ohne Mark und Leben. —

Bei dieser Gelegenheit will ich noch eines christlichen Bildes gedenken, das seit einiger Zeit im Kunstverein ausgestellt ist, eines „Ecce homo“ von Steinbrück, das höchst schwach ist, selbst wenn wir von jedem Anspruch, den wir an einen Maler von so bekanntem Namen zu machen berechtigt sind, absehen. Weit entfernt, daß in Christus die göttliche Geduld und Resignation ausgesprochen wäre, mit der er um seines Zweckes willen leidet und alles über sich ergehen läßt, zeigt er nicht einmal die männliche Fassung, die wir von jedem halbwegs anständigen Charakter verlangen würden. Er sieht aus, wie ein unbedachter Mensch, der sich in eine gefährliche Unternehmung eingelassen hat und nun, als er ertappt und gefangen ist, alle Haltung verliert, da er in der Fülle jämmerlicher Zerknirschtheit gar kein Maß finden kann. — Dazu ist auch in der Ausführung nichts erreicht, was über Mittelmäßigkeit ginge. Die Form ist einem gewöhnlichen Modell entnommen, nicht minder die unkräftig ausdruckslose Färbung. —

Aus Rom. — Die accademia di lingue. Am 8. und 9. Januar wurde von der Propaganda herkömmlicher Weise, zu Ehren der heiligen drei Könige und zur Erinnerung an das den Heiden verkündete Heil, die berühmte accademia di lingue gehalten. Es wird an beiden Tagen durchaus dasselbe vorgetragen. Der von Bernini gebaute Palast der Propaganda kann sich rühmen, eine der abscheulichsten Facaden in

ganz Rom zu besigen, und das will viel sagen. Die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Schweizer bewachten die Eingänge, und das Publicum, natürlich nur aus Fremden bestehend, versammelte sich so zahlreich, als der nicht große Saal es zu fassen vermochte; auch einige Damen waren in den Logen. Bald erschienen die Zöglinge und nahmen auf einer den Zuhörern gegenüber aufgeschlagenen Tribüne Platz. Es mochten etwa hundert sein, die meisten im Alter zwischen 10 und 30 Jahren, alle in derselben Uniform, nämlich einem schwarzen Unterkleide mit breitem, rothen Gürtel und einem schwarzen Ueberrock, der am Halse zusammengehalten, von da offen bis auf die Füße reicht, mit einem rothen Streif am Rande und einigen an dem stehenden Kragen befestigt ist. Ungelsächsische Gesichter sieht man unter ihnen am meisten, denn es gibt deren nicht nur aus den drei Reichen Britanniens, sondern auch aus Amerika und Asien. Von Farbigen waren zwei Mohren da, einer aus Rio Janeiro (für das Portugiesische) und einer aus dem innern Afrika, dann zwei Arabier, mehre Aegypter und verschiedene natives aus Asien. Die Zuhörer erhielten ein Programm, in dem für jeden Vortrag Name, Vaterland und Sprache des Vortragenden angegeben, auch ob es Prosa oder Verse waren, endlich mit einer Stelle aus der Bibel oder einem Kirchenvater der Inhalt angedeutet war, der sich immer irgendwie auf die h. drei Könige bezog. Der Sprachen, in denen vorgetragen wurde, waren 44, wobei jedoch die Schrift- und Büßgärsprache ein- und desselben Landes z. B. Chaldäisch, als zwei gerechnet wurden. Unter den europäischen fehlten Spanisch und Polnisch, dagegen befand sich darunter nicht nur Isländisch, sondern auch Celtisch, nicht nur Deutsch, sondern auch Schweizerdeutsch, nicht nur Neu-, sondern auch Altgriechisch. Von dem letztern sagt Goethe in seiner Beschreibung dieser Feierlichkeit im Jahre 1787: es habe geleuchtet wie ein Stern aus der Nacht. Wer wie ich an die Grassmische Aussprache gewöhnt ist, konnte den Klang des vollkommen neugriechisch ausgesprochenen Gedichts nicht schön finden; aus demselben Grunde habe ich auch, obwol ich sonst recht gut Griechisch verstehe, nur einzelne Wörter verstanden. Auch löste der Vortragende (ein Grieche aus Zante) den Hexameterrhythmus völlig auf und trug ganz nach dem Wortaccent vor. Ebenso machte es ein kleiner Newyorker mit seinem höchst eleganten lateinischen Gedicht in Hexametern, worin er die Flucht nach Aegypten und den Bethlemitischen Kindermord als Traumgesicht der Jungfrau beschrieb. Bei weitem den schönsten Klang unter allen hatte die italienische Ode, in der mit begeisterten Bombast die Hoffnungen der katholischen Kirche ausgedrückt waren. Es versteht sich, daß diese nie auf etwas Geringeres als uneingeschränkte Weltherrschaft gerichtet sind. Ein junger Trientiner trug sie mit höchst theatralischer Declamation und Gesticulation vor und ward mit einem Bravo belohnt. Sie enthielt dem anwesenden Cardinal Wisemann zu Ehren eine lange Apostrophe an England, worin die Hoffnung geäußert war, dies glorreiche Land zum wahren Glauben zurückgeführt zu sehen. Auf ähnliche Weise ward England von einem Bostoner in einer englischen Ode angeredet, der seine Wünsche zugleich auf „Columbia“ ausdehnte. Das Deutsche war durch einen Jüngling aus Hermannstadt sehr unglücklich vertreten, der in sehr vielen und sehr sentimentalen vierzeiligen Stanzas seinem Vaterland Lebewohl sagte und seine Sehnsucht schilderte, den Brüdern in Hochasien den wahren Glauben mitzutheilen. Doch mußte man anerkennen, daß lange Vorträge zu den Ausnahmen gehörten, das Ganze dauerte etwa zwei Stunden. Einiges war auch, wie man aus den Mienen der Vortragenden entnehmen konnte, launigen Inhalts, besonders ein türkisches Sonnet und ein Dialog in

Schweizerdeutsch, doch konnte ich von dem Letztern nicht viel mehr verstehen, als von dem ersten, den anwesenden Schweizern gereichte es offenbar zu großer Befriedigung. Chinesen waren leider nicht da, und der chinesische Vortrag wurde von einem gelben Individuum aus dem Birmanenreiche gehalten, und schien auch sehr scherzhaft zu sein. Das Ganze schloß damit, daß sieben sehr junge Jöglinge, jeder in einer andern Sprache, dem Auditorium den Dank des Collegiums abstatteten, und sich wegen der verursachten langen Weile entschuldigten. Hierauf rief der Chorführer, ein hübscher Griechenknabe: Grazie signori! und die sechs andern, jeder in seiner Sprache, stimmten unisono mit denselben Worten ein. Dies gewährte ihnen großes Vergnügen und man trennte sich sehr erheitert.

Konstantinopel, den 21. Januar 1854. 1. — Wie zu erwarten stand, hat sich die sehr unwahrscheinlich klingende Kunde vom Zusammentreffen der in den Pontus und zwar in Gemeinschaft mit der englischen Flotte eingesegelten französischen mit einer großen russischen Escadre ebenfalls als durchaus irrig erwiesen.

Diese Gewißheit thut gleichwol den unter der Masse der hiesigen Bevölkerung verbreiteten Gerüchten, wonach die Franzosen dicht vor Sebastopol und die Engländer vor Odessa lägen, und sich anschickten, beide Plätze zu bombardiren, bei den Gläubigen wenig Eintrag. Es hält schwer, sich auswärts eine Vorstellung von der Zähigkeit zu machen, mit der die muselmännische Bevölkerung an vermeintlichen Thatsachen festhält, und von dem an Fanatismus anstreichenden Eifer, mit welchem der Türke im allgemeinen die seinem nationalen Interesse günstige Ansicht von dem Laufe der Dinge zu vertheidigen weiß.

Wie klar man die seitherigen Bewegungen der combinirten Flotten immerhin übersieht, so hält sich nichtsdestoweniger der eigentliche Zweck, welchen die Seemächte mit dieser Demonstration verbunden haben, hier in Dunkel. Ebenso ungewiß ist man über die Ordres, welche die Admirale unter der Voraussetzung gewisser Umstände mit sich genommen haben. Die Angabe, daß diese Befehle ihnen versiegelt eingehändigt worden seien, klingt sehr unwahrscheinlich, da beide Chefs zu den meisten, wenn nicht zu allen Berathungen, die dem Einlaufen der Escadren in den Cuxin vorangingen, hinzugezogen wurden, und außerdem Admiral Hamelin zu den übergreifenden Naturen gehört, die sich nicht gern unbedingt etwas vorschreiben lassen. Admiral Dundas ist ungleich fügsamer; auch mag die Persönlichkeit des Generals Baraguay d'Hilliers minder zu unbedingter Subordination als die Lord Stratfords auffordern.

Aus Anlaß solcher Ungewißheit über die Befehle für gewisse Eventualitäten wird in Pera der supponirte Fall eines Zusammentreffens der Seestreitkräfte Englands und Frankreichs mit den russischen ohne Unterlaß discutirt; indeß, wie mir scheint, zur un rechten verfrühten Stunde.

Was das türkische Ministerium angeht, so weiß jedermann, daß dasselbe seit Mai als Coalitionscabinet besteht. Vier Männer waren es, die von Anfang an in demselben als die eigentlichen Capacitäten hervortraten: die beiden Schwäger des Sultans, nämlich der ältere: Fethi Ahmed Pascha (Großmeister der Artillerie) und Mehemed Ali-Pascha (zur Zeit Seriasker oder Kriegsminister) — sodann Reschid Pascha und der fränkische, minder oft als die vorgehenden genannte, aber innerlich vielleicht bedeutendste Mehemed Ruschdi. Wie Sie wissen, repräsentirt Reschid die Reformpartei als ihr

eigentlicher Chef. Die Stellung des älteren kaiserlichen Schwägers war anfänglich nicht so klar ausgesprochen. Es gab eine Zeit, wo man ihn eben nicht für einen Freund der Neuerungen und eher als den Moderator inmitten der Reformbestrebungen der verschiedenen Phasen des Ministeriums Reschid (1846—1852) betrachtete; ja man hielt ihn für den Fortbestand des Systems gefährlich, da seine Abneigung gegen Einzelheiten desselben nicht verborgen blieb und er dem Premier gegenüber zumeist eine ausweichende, zuweilen schroff entgegentretende Stellung innehielt. Seit sieben Monaten, wo Fethi Ahmed aufs neue die Leitung des Artilleriewesens und damit einen der einflußreichsten Posten im Cabinet übernahm, dem er bereits früher als Handelsminister beigetreten war, — seit sieben Monaten ist in dieser Haltung ein merklicher Wechsel eingetreten. Man kann sagen, daß von diesem Zeitpunkt an der Großmeister der Artillerie ein aufrichtiger Reformler und damit entschiedener Gegner der äußersten allezeit von der alttürkischen „Partei“ in Vorschlag gebrachten Maßregeln geworden ist. Sein neues Programm hat er streng innegehalten, er hat mehr wie einen entgegenkommenden Schritt zu Reschid Pascha gethan und sich selbstredend jedesmal um dieselbe Distanz von seinen früheren Freunden entfernt. Reichlicher noch als den Beifall der Reformanhänger hat er dafür den Haß der Altosmanen geerntet. Um Weihnachten war die Stimmung gegen ihn, und zwar bis in die Volksmassen herab, so drohend geworden, daß er es vorzog, Nachts im Beratungslocal seiner Amtswohnung zu Topkana anstatt in seinem Palais bei Ejub zu schlafen.

Zur selben Zeit war der innere Gegensatz im Cabinet des Sultans immer schroffer geworden. Mehemed Ali und Ruschdi Pascha schlossen sich enger und enger zu gemeinsamer Action zusammen, und während diese Männer den einen Arm bewegend und aufregend in den Massen hatten, hielten sie den andern zu beengendem Drucke auf der Person des Padischah selbst. Ein solcher Zustand konnte nicht lange währen, ohne zu einem Zusammenstoß zu führen. Die Ereignisse des 2. December sind, wie dies mit öffentlich gewordenen Dingen zu geschehen pflegt, sicherlich in den deutschen Zeitungen des Langen und Breiten besprochen und erörtert worden. Obgleich es auf beiden Seiten beim Drohen sein Bewenden behielt, so sind diese Vorkommnisse doch unendlich bedeutungsvoll für den weiteren Fortgang der inneren Krisis, die von der äußeren erregt, wiewol in manchen Beziehungen von ihr unabhängig und kaum minder bedrohlich wie diese ist. Sie dauert noch fort und wird über die etwaige Schlichtung des russisch-türkischen Conflictes hinaus fortwähren, aber ihre Gestaltung ist wesentlich seitdem verändert. Wie Sie wissen, ist Mehemed Ruschdi Pascha gestürzt worden und durch Selim Pascha, den Unterbefehlshaber auf dem asiatischen Kriegstheater, ersetzt worden. Daß diese Maßregel von Reschid und Fethi Ahmed durchgesetzt werden konnte, spricht für ihre Stärke. Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern, wo sie sich noch mehr zutrauen und den gegenwärtigen Serasker (Mehemed Ali Pascha) selbst zu entfernen wagen werden. Mit dem seitherigen Polizeiminister, Hairaddin Pascha, der an Selims Stelle zum Commandeur der Küstenarmee ernannt worden, ist ihm vor wenigen Tagen eine andere Stütze entzogen worden.

Das Ziel, welches der ältere Schwager des Sultans und Reschid Pascha zusammen verfolgen, ist unschwer zu erkennen. Die äußeren Verlegenheiten des osmanischen Reiches hatten mit dem Augenblick begonnen, wo Mehemed Ali Pascha und mit ihm das alttürkische Regiment ins Ministerium eingetreten waren. Seitdem war die Lage

unaufhörlich schwanke und bedroht. Es ist keine Frage, daß im Vergleich damit die früheren Zustände unter dem Reformcabinet, wie vieles sie auch immerhin zu wünschen übrig gelassen, als vorzuziehenswerth erschienen. Deshalb ist es erster Grundsatz der im Ministerium jetzt die Oberhand habenden Männer, die Verhältnisse von damals zurückzurufen, was, wie jedem einleuchten muß, eher auf dem Wege des Friedens als des Krieges zu erreichen wäre. Wenn also Rußland nur im mindesten annehmbare Zumuthungen machte: Fetih Achmed und Reschid wären gern bereit, darauf einzugehen. Aber demüthigende müssen sie nicht minder, wie die extreme Partei es gethan, verwerfen, weil solche ihre künftige Stellung unhaltbar machen würden.

Bis soweit ist alles klar in der hiesigen Situation. Was unklar ist, das ist das Verhältniß des Seriaskers (Mehemed Ali Paschas) einerseits zu den extremen Demagogen und andererseits zum Bruder des Sultans Abd-ül-Affis-Efendi. Die Franken sind nicht eben eingenommen von der Persönlichkeit des letzteren; aber er ist der Mann der Hoffnung für die in gährender Unzufriedenheit befindlichen Massen. Daß ein Türke über so delicate Dinge zu einem Christen aus wahren Herzensgrunde redet, kommt selten vor. Ueberschreitet aber ja einer die Schranken der gewöhnlichen strengen Reservation, so wird man von ihm erfahren, daß des Padischah Bruder der echte Sohn Sultan Mahmuds, ein Feind der Giaurs und vom Kopf bis zur Zeh von energischer Kraft ist. So denkt im Grunde genommen ein jeder Osmane; die Reformer sind spärlich in der oberen Schicht vertheilt, und es ist darum nur uneigentlich, wenn man von Parteien redet, wo es in der Masse der Nation nur eine durchgehende Grundanschauung gibt. Das große Verbrechen Abd-ül-Medschids in türkischen Augen ist dies, daß er sich den Rathschlägen des an die Franken verkauften christenfreundlichen Reschid Pascha hingegeben; seiner Herzensgüte läßt man dabei nichtsdestoweniger Gerechtigkeit widerfahren und nennt ihn wol anerkennend einen peck jüssec oslam (sehr liebenswürdigen Mann).

Der Eindruck, den man nach einer Ueberschau der hiesigen inneren Verhältnisse mit sich nimmt, ist in keiner Weise ein befriedigender, ja kaum ein Hoffnungen übriglassender. Was man vergebens sucht, ist eine Garantie für den Fortbestand der Reformen im Volke selbst. Die russische Frage ist bei weitem nicht so ernst wie diese. Sie hat Auswege, und es ist wahrscheinlich, daß über lang oder kurz einer derselben von der Diplomatie erschlossen sein wird. In der Differenz zwischen den Monarchen und dem Volke, der Reform und dem Koran fehlt aber jede Vermittelung. Ich widme diesen Verhältnissen wol zu einer andern Stunde eine tiefer eingehende Betrachtung.

Von der türkischen Balkan- und Donauarmee habe ich Ihnen diesmal kaum etwas zu berichten, was der Erwähnung für werth erachtet werden könnte. Der Krieg scheint längs der ganzen Stromlinie von Widdin bis Tultscha zu pausiren; nur daß dann und wann kleine Vorpostengefechte vorkommen. In der Regel sind die Russen dabei die Angreifenden, und in allen Fällen handelt es sich um den Besitz von Strominseln, welche überhaupt in dieser Campagne bestimmt erscheinen, eine große Rolle zu spielen.

Eine andere Gestalt dürften die Verhältnisse an der Donau annehmen, falls starker Frost eintreten und infolge dessen eine Eisdecke sich über den Strom legen sollte, wozu bis jetzt wenig Aussicht vorhanden ist. Indes hat es beinahe den Anschein, als ob die Russen eine solche Eventualität ins Auge gefaßt hätten. Nicht nur scheinen

ihre Massen (die Infanteriecorps Nr. III., IV. und V.) sich concentrirt zu haben, sondern neue gewaltige Colonnen werden aus dem Innern des Landes, laut den hier eingegangenen Nachrichten, gegen den Bruth vorgeschoben, wozu kaum ein Anlaß vorhanden sein würde, wenn man die Offensive nicht in kürzester Zeit ergreifen wollte.

Gehen die Russen wirklich hinüber, so hege ich die Ansicht, und zwar im Gegensatz zu vielen anderen, die sich in deutschen Zeitungen ausgesprochen finden, daß sie zu ihrem weiteren Vormarsch denselben Weg wählen werden, den sie im Jahre 1829 eingeschlagen. Eine Operation auf der „großen Straße“, nämlich von Widdin über Sofia nach Adrianopel, ließe Bulgarien mit seinem jetzt wohlgeordneten Festungssystem in der linken Flanke, wäre unbefestigt, und die strategische Schwäche der Situation, in die man sich damit hineinbegeben würde, so groß, daß ein Unglücksfall leicht möglich sich zur Katastrophe steigern könnte.

Die Anordnungen Omer Paschas lassen vermuthen, daß er diese Ansicht theilt, und einen Angriff in der Richtung auf Barna (Uebergang bei Matschin oder Hirsowa) erwartet. Sein Armeegros steht auf den Straßen von Schumla nach Rußschuck und Silistria vertheilt, was ihn in den Stand setzt, je nach Umständen, mit der rechten oder linken Flanke an der Donau lehrend, seine strategische Fronte zwischen diesem Strome und Schumla zu ziehen. Gehen die Russen bei Matschin oder Hirsowa, überhaupt unterstromwärts über, so ist er im Stande, sein Heer in ihre rechte Flanke zu werfen; wählen sie den Uebergang oberstromwärts, so ist ihre linke Flanke diejenige, gegen welche der Seriascher agiren wird. Diese Verhältnisse sind einfach, leicht verständlich, und wie vortheilhaft sie für die Defensiv sind, muß auch dem Laien einleuchten.

In den letzten Tagen des vergangenen Jahres und während der ersten nach Neujahr wütheten hier erschreckliche Stürme, insbesondere des Nachts. Mehrere Häuser wurden in türkischen Stadtvierteln umgestürzt und die aufgethürmten, hoch brandenden Wellen des Bosporus ließen einen Schluß auf die Wuth des Elements auf hoher See machen. Es müssen zahlreiche Unglücksfälle stattgefunden haben. Daß in einer der ärgsten Sturmnächte, wenn ich mich recht entsinne, war es in der Nacht vom ersten zum zweiten d. Mts., ein großer Brand mehrere hundert Häuser hier in Asche legte, wissen Sie aus den Zeitungen. Es war im Hause eines griechischen Erzbischofs, nahe beim Janar, dem Faubourg St. Germain von Stambul, wo das Feuer zum Ausbruch kam. Die Brunst übersprang die Mauern an mehreren Stellen, und röthete den Himmel tageshell.

Konstantinopel, den 22. Januar 1854, Nachts, 2. — Die weiteren Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz an der Donau hier eingegangen und vom hiesigen Gouvernement publicirt worden sind, beschränken sich im wesentlichen auf die Bestätigung dessen, was Ihnen bereits bekannt ist. Inzwischen gehen, freilich meist nur in Gestalt unbestimmter Gerüchte, heunruhigende Aussagen über eine zweite, in derselben Gegend vorgefallene Schlacht von Mund zu Mund. In derselben, so heißt es, hätten die Türken eine empfindliche Niederlage erlitten. Wenn auch ein solches Umschlagen des Glücks nicht außerhalb der Grenzen des Möglichen liegt, so muß man dabei doch in Betracht ziehen, daß hier schon oft Sagen ganz ähnlicher Art, und die erweislich von russischen Agenten ausgegangen waren, sich im Umlauf befanden. Gegen letztere hat die hiesige

Polizei in diesen Tagen einen eclatanten Schlag ausgeführt, dessen Ergebnisse noch nicht völlig zu übersehen sind. Es wurde nämlich eine große Anzahl verdächtig gewordener Individuen zugleich verhaftet, unter ihnen ein Baron Delsner, der sich für einen russischen Flüchtling ausgegeben und letztlich eine Anstellung bei der hiesigen Polizeiverwaltung angenommen hatte. Nach dem Journal von Konstantinopel hat man unter seinen Papieren Piesen von der höchsten Wichtigkeit gefunden.

Von bedeutender Tragweite scheinen die neuesten, aus Persien eingegangenen Nachrichten zu sein. Sie verkünden einen neuen und völligen Umschlag in der Politik des Hofes von Teheran. Der Schah hatte nicht nur bereits seit einer Reihe von Wochen den Verkehr mit dem britischen Gesandten wiederaufgenommen, sondern der Einfluß des letzteren war zugleich dermaßen gestiegen, daß der russische Botschafter darauf verzichtet zu haben schien, ihm gegenüber das Feld zu behaupten, und Anstalten zur Abreise traf. Nach anderen Nachrichten war dieselbe bereits erfolgt. Das russisch-persische Bündniß hatte kaum einige Wochen gewährt und war zerrissen worden, sobald seine Stipulationen zur Kenntniß der englischen Agenten gelangt waren.

So ist denn Rußland in diesem Augenblicke diplomatisch auf allen Punkten besetzt, wo es mit gewohnter List seinen Gegnern Fallen zu stellen und Feinde zu erwecken versucht hat. In dieser Hinsicht sind die letzten Vorkommnisse in Schweden und Dänemark von noch höherer Bedeutung als die in Persien. Sie stehen dem Felde des dortigen verdeckten diplomatischen Krieges näher als ich, und haben vielleicht selbst directe Nachrichten aus der schwedischen Hauptstadt, weshalb ich nur andeuten will, daß man hierorts gegenwärtig trefflich zu beurtheilen versteht, was ein Bündniß zwischen den skandinavischen Reichen und den Westmächten sagen will und nicht fehl zu greifen meint, wenn man die jüngst vom Kaiser Nikolaus angeordnete Mobilmachung seiner gesammten Armee damit in Verbindung bringt.

Es dürfte Gegenstand einer interessanten Parallele sein, die gleichzeitigen Nachtheile gegeneinander abzuwägen, welche für Rußland aus den Niederlagen seiner Diplomatie zu Teheran und Stockholm erwachsen. Welche Chancen den vereinigten Seemächten ein Bündniß mit den skandinavischen Reichen für den Kriegsfall bietet, erlaubte ich mir in einem meiner vorhergehenden Briefe bereits zu erörtern. Es ist, um es hier noch einmal zu wiederholen, die erhöhte Gunst der Umstände für eine Offensive nicht nur gegen die russisch-baltischen Küsten, sondern binnenwärts über dieselben hinaus. Schweden und Dänemark treten, strategisch betrachtet, unter solcher Voraussetzung in das Verhältniß einer Angriffsbasis gegen Rußland ein. Dieselbe Rolle würde Persien zufallen, wenn der gegen das Cabinet von St. Petersburg sich dort vorbereitende Gegensatz zu offener Feindseligkeit sich steigern sollte. So wenig es bezweifelt werden kann, daß England und Frankreich im Stande sind, Rußland im Süden auf eine entscheidende Weise anzugreifen, so erhöht der Beitritt Persiens dennoch jedenfalls, wenn auch nur in räumlicher, d. h. in strategisch-geometrischer Hinsicht, wenn solcher Ausdruck statthalt ist, die Aussichten auf Erfolg; die Zahl der möglichen Combinationen für den Angriff wächst, und es vermehrt sich für Rußland die Ausdehnung der Grenze, auf der es zur Vertheidigung gerüstet sein muß.

Von Oestreich gewärtigt man sich hier einer andauernd feindseligen Haltung. Eine solche Politik entspricht vielleicht am mindesten den persönlichen Wünschen desjenigen Mannes, welcher den Kaiserstaat an hiesiger Stelle zu vertreten hat. Es wäre ungleich

mehr im Sinne des Herrn von Bruck verfahren, wenn man ihm die Aufgabe stellte, für das neue internationale Verhältniß Oestreichs zum Orient eine feste Basis zu finden, dem Verkehr der habsburgischen Länder mit dem Osten neue Bahnen zu eröffnen, und in solcher Beziehung culturentwickelnd auf die dieseitigen Länder einzuwirken. Was sein Verhältniß zum General Baraguay d'Hilliers anlangt, so versichert man mir, daß dasselbe nichts zu wünschen übrig lasse. Dagegen scheint sich Lord Stratford eher ausweichend zu verhalten und dem österreichischen Staatsmanne gegenüber nicht die beste Laune zu zeigen.

Diese Diplomatie hatte anfangs Miene gemacht, bis tief in den Winter hinein sich auf ihren Landfüßen am Bosporus, zu Therapia und Büjükdere zu behaupten, bis endlich der französische Botschafter das Beispiel und Signal zum Beziehen der Stadthotels gab. — Soeben donnern die Signal-Kanonen. Eine gewaltige Feuersbrunst leuchtet in der Richtung vom Bospor über Pera hin. Erst morgen wird man erfahren, wo die Brandstätte sich befindet.

Pariser Brief. 3. Februar. — Die Diplomatie scheint sich zuletzt doch in die einzige Rolle zu fügen, die nach so vielen ungerathenen Versuchen für sie allein paßt — sie nimmt ihren Abschied. Herr von Brunnow und Herr von Risseff sind im Begriffe abzureisen und Brüssel verspricht das russisch-diplomatische Koblenz zu werden. Wir wollen nun sehen, wie sich die deutschen Mächte verhalten werden; so lange über diesen wichtigen Punkt nicht zuversichtliche Thatsachen vorliegen, kann man auch über den Gang der kriegerischen Ereignisse keine bestimmte Meinung fassen. Die Discussion ist unter Voraussetzung der verschiedenen Möglichkeiten so ziemlich erschöpft und auch unsere Meinung über die voraussichtliche Politik des deutschen Continents ist den Lesern dieser Blätter kein Geheimniß. Bei einer so wichtigen Frage, welche sich um Lebensinteressen der deutschen Großstaaten handelt, schiene es uns jedoch verwegen, mehr als eine unmaßgebliche Vermuthung auszusprechen, bis zu dem Augenblicke, wo die Entscheidung wirklich ausgesprochen. Daß Unentschiedenheit lange der einzige Grundsatz gewesen, den man hüben und drüben mit Consequenz befolgte, das haben die Ereignisse zur Genüge dargethan. Hieraus folgern zu wollen, daß dieser Zustand noch immer kein Ende nehmen werde, ist ebenso unzulässig, als es uns vermessen dünkte, mit Bestimmtheit den Weg zu bezeichnen, den die deutschen Mächte einschlagen werden. Wir können höchstens aus vorliegenden Thatsachen schließen, was gefürchtet und was gehofft wird. Durch alles, was bekannt geworden ist, bestätigt es sich, wie von Oestreich und Preußen in den lektverfloffenen Wochen sowol im Westen als in Petersburg die ernstlichsten Anstrengungen gemacht wurden, ein Arrangement herbeizuführen, und daß diese Bemühungen fruchtlos geblieben, ist ebenso ausgemacht. Der Zar geht von seinen Forderungen nicht ab, England und Frankreich halten fest an den Wiener Vorschlägen und der Krieg ist, einen unwahrscheinlichen Sinneswechsel in St. Petersburg oder sonst ein unvorhergesehenes Ereigniß weggerechnet, soviel als begonnen. Daß Frankreich und England im Interesse des europäischen Friedens und ersteres vielleicht auch in jenem seiner innern Angelegenheiten die Entscheidung durch Gewinnung der deutschen Regierungen schneller und sicherer herbeizuführen wünschen, liegt klar auf der Hand. Daß beiden Mächten wenn nicht eine directe Zusage so doch verblühte Verheißungen gemacht worden, dies anzunehmen, ist viel Grund vorhanden. Die als Hauptmoment sich bisher

geltend machende Unentschlossenheit nach Westen und Norden verleiht dieser Annahme nur noch mehr Wahrscheinlichkeit. Gewiß aber ist, daß über diese diplomatisch ange-deutete Versprechung hinaus nichts geschehen ist. Wir dürfen nur beobachten, wo Frankreich seine Bundesgenossen sucht. Die Reise des Prinzen Napoleon nach Brüssel hat in dieser Beziehung eine doppelte Bedeutung. Es ist ein Versuch, durch eine An-näherung an Belgien auf Oestreich einzufließen, was überflüssig wäre, wenn dieses sich schon entschieden hätte. Die Sendung des kaiserlichen Prinzen hat aber noch eine andere Seite. Napoleon Bonaparte ließ durch die officiellen Festlichkeiten und von den intimen Verhandlungen mit dem belgischen Hofe nicht alle seine Momente in Anspruch nehmen, er hat noch Zeit gefunden, an den Patriotismus der verbannten Republikaner zu appelliren und diese aufzufordern, im Falle eines Krieges die Regierung durch ihren Beitritt, durch ihre Heimkehr zu stärken. Der Prinz hat an einen der entschiedensten Republikaner einen Brief geschrieben, in dem er diese Aufforderung in klaren und be-stimmten Ausdrücken ausspricht. Sein Adjutant, Obrist Desmaret, hatte eine ähnliche Mission bei den verbannten Generalen zu erfüllen. Beiläufig gesagt, sind beide Ver-suche gescheitert, die Republikaner und die Generale haben einstimmig erklärt, daß sie mit der gegenwärtigen Regierung keine Gemeinschaft machen können und nur im Falle einer Invasion gegen den gemeinschaftlichen Feind und zwar blos in der Eigenschaft gemeiner Soldaten kämpfen würden. Außerhalb dieser Möglichkeit, die sie nicht zu er-leben hoffen, hätten sie keine Rolle in der gegenwärtigen Politik zu spielen. Diese Ant-wort thut hier gar nichts zur Sache, das Wichtigste für unsere Betrachtung liegt in dem Versuche, welcher beweist, daß, wenn die Regierung sich der Nothwendigkeit des Krieges bewußt ist, sie doch noch keinen klaren Begriff davon hat, welche Physiognomie dieser Kampf haben kann. Das ist aber auch alles, was sich für heute sagen läßt, und es muß gesagt werden, damit sich die Meinung in Deutschland nicht durch die täglich widerspruchsvoller werdenden Gerüchte irre führen läßt. Ein anderer Moment, der für die Beurtheilung der Zustände und dessen, was uns die Zukunft vorbehält, von Wichtigkeit bleibt, ist die nun völlig zu Tage gekommene entente cordiale Englands und Frankreichs. Nicht blos die Regierungen sind einverstanden, die gegenseitigen Sympathien der beiden Nationen machen sich in der öffentlichen Meinung beider Länder auf das unzweideutigste gel-tend. Das ist ein Ereigniß, das auf die Politik Europas großen Einfluß ausüben wird, selbst wenn der Zar es über sich brächte, sein Schwert einzustecken und dem kampfbereiten Europa bittend die Hand entgegenhielte. Was unter Ludwig Philipp als Hofintrigue, als unpatriotisches Verkennen der Interessen und Neigungen des Landes betrachtet wurde, ist nun acclamirt und Meidinger würde sich im Grabe umdrehen, wenn er es erführe, wie das oberste Axiom seiner Uebungen, sein: „Die Engländer hassen die Fran-zosen und die Franzosen hassen die Engländer“, so eclatant Lügen gestraft wird. Auch der Zar mag an seinen Meidinger fest geglaubt haben, sonst hätte er sich kaum in die fatale Sackgasse seiner Metaphisirkischen Politik festgerannt. Bei Gelegenheit der von London aus an die Stadt Paris abgehenden Deputation zur Zeit der Industrieaus-stellung, haben wir auf die Bedeutung dieses Actes aufmerksam gemacht, und die schnelle Umänderung in den Gesinnungen der beiden feindseligen Nachbarn hat uns Recht ge-geben. Der Wechselverkehr der modernen Zeit hat seine Macht geübt. Die ge-sellschaftlichen Beziehungen haben die Pflichten der Politik erleichtert. Wenn sich bestä-tigt, was man sich hier erzählt, daß die englischen Hilfstruppen, die für den Orient

bestimmt sind, von Calais aus ihren Weg über Frankreich zum mittelländischen Meere nehmen sollen, so wird man sich überzeugen, wie groß die Veränderung geworden. Die Franzosen begeistern sich schon bei dem bloßen Gedanken an das imposante Schauspiel dieser unerwarteten fraternité und es wird keinem Menschen mehr einfallen, daß: jamais l'Anglais ne regnera en France zu den patriotischen Gefängen des Landes gehörte.

Wir sagen nichts Neues, wenn wir berichten, wie über der orientalischen Angelegenheit jedes andere Ereigniß verschwindet, es wird wol bei Ihnen drüben auch nicht anders sein. Alles wird in gleichem Maße in Anspruch genommen, weil es sich um Interessen handelt, die jeden als Mitglied des Allgemeinen und auch insbesondere berühren.

Wir halten es doch für unsere Pflicht, von der Tagesfrage ablenkend, von einem Ereigniß zu sprechen, das unter anderen Verhältnissen unserer Presse auch jetzt noch das größte Aufsehen in Frankreich erregt haben würde.

Es ist bekannt, daß einer der bekanntesten Schriftsteller Frankreichs, daß Lamennais, der Verfasser der parole d'un croyant, ungefähr vierzehn Tage lang auf dem Todtenbette lag. Das Pfaffenthum, welches seit dem Mißlingen der Revolution so viele Charakterlosigkeiten im Interesse seiner Propaganda ausgebeutet hatte, glaubte es an der Zeit, den kranken Greis am Rande des Grabes wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen. Der Klerus haschte mit allen Händen nach der enteulenden Beute. Lamennais hatte sich fest und trotzig benommen und war seinen Grundsätzen treu geblieben, so lange er gesund war, alle Anträge wurden von ihm zurückgewiesen — wie sollten die gewandten Herren dem Begehren widerstehen, sich an der doppelten Schwäche des Alters und der Krankheit zu versuchen.

Lamennais, der seinen Zustand genau kannte, schrieb während dieser Krankheit seinen letzten Willen eigenhändig auf und legte denselben in die Hände zweier Freunde, in die der Herren Barbet und eines ehemaligen legitimistischen Volksvertreters. Lamennais erklärte unter dem Datum vom 16. Januar 1854, daß er wünsche, in der Mitte der Armen beerdigt zu werden und nach Art der Armen. Er verbot sich jede Auszeichnung, auch kein einfacher Grabstein solle ihm gesetzt werden. „Sein Leichnam werde gradezu auf den Friedhof getragen, ohne vorher in eine Kirche gebracht worden zu sein.“ Je klarer diese Willensäußerung gewesen, umso mehr beeilten sich die Frommen, diesen Willen zu bekämpfen. Herr von Vitrolles, der bekannte Exminister Ludwigs XVIII., dessen erbauliches tugendsames Leben in skandalösen Chroniken nachzulesen ist, setzte sich zuerst in Bewegung. Der Ungenannte der beiden Testamentsvollstrecker ließ sich einschüchtern und unterstützte Herrn von Vitrolles. Herr Barbet schlägt vor, Lamennais, an dessen fester Willensmeinung die Herren zu zweifeln scheinen, nochmals zu befragen. Man unterzieht ihn in der That diesem Inquisitionarium in extremis und Lamennais bekräftigt mündlich seinen Wunsch, den er niedergeschrieben hatte. Die Herren selbst sind gezwungen einzugestehen, daß nun kein Zweifel mehr gehegt werden könne.

Herr Barbet, von dieser Scene im Innersten empört, erklärt, daß er nicht mehr dulden werde, daß man seinen Freund durch ähnliche Fragen fernerhin quäle.

Die eben erwähnte Scene fand am 25. Januar statt und trotzdem die beiden Aerzte von Lamennais, die Herren Tassat und Rostan, erklärt hatten, daß niemand den Kranken besuchen dürfe, erneuerten sich die Versuche der Herren Seelenretter. Die Stube Lamennais ward im eigentlichen Sinne des Wortes belagert.

Zuerst weiß sich eine Madame Cottu halb durch Gewalt Zutritt zum Kranken-

lager zu verschaffen. Sie wirft sich vor den sterbenden Philosophen hin, küßt ihm die Hände und betet für sein Heil, sie sucht durch Bitten zu erlangen, was den anderen nicht gelungen war. Lamennais verlangt, daß man ihm künftig ähnliche Scenen erspare. Der Arme war aber noch lange nicht am Ende. Ohne auf das ausdrückliche Verbot der Aerzte zu achten, dringt Herr von Vitrolles nochmals hin zu ihm. Er wird von Lamennais so ungerath empfangen, daß er sich ein wenig entmuthigt zurückzieht. Nach Herrn von Vitrolles war die Reihe an Herrn Berryer. Seine Beredtsamkeit scheiterte gleichfalls. Nach dem Legitimisten versuchte sich eine große Dame, eine Madame L. . . , die ihre fromme Zurückgezogenheit in der abbaye aux bois verläßt, um die wunderbare Bekehrung zu bewerkstelligen. Diese Dame führt als Titel zu ihrem Besuche an, daß sie einst mit Lamennais irgendwo an demselben Tische zu Gaste geladen war. Der frommen Dame folgte der Abbé G. . . , der Pfarrer von St. Martin und der niemals fehlende Pater Ventura. Lamennais, dem man diese Besuche ankündigt, verbietet, daß man es gegen seine Zulassung zulasse.

Bisher hatte man sich mit officiösen Schritten begnügt, es sollten auch die officiellen nicht fehlen. Der Pfarrer vom Sprengel, in dem Lamennais wohnt, fragt an, ob man ihn empfangen wolle und nach ihm der Erzbischof von Paris in eigener Person.

Ueber den Zweck seines Besuches befragt, erklärt der Pfarrer, daß er eine Verleugnung seiner bisherigen Meinungen von Lamennais verlangen wolle. Man antwortet ihm, er möge die Güte haben, wieder zu kommen, wenn sich Lamennais wohler befinde, da ein Sterbender keine Discussion halten könne. Uebrigens habe er seine förmliche Willensäußerung niedergeschrieben und mündlich wiederholt. Der Pfarrer liest die Willenserklärung und zieht sich hierauf zurück, nachdem er dem Arzte Gallat das Versprechen abgenommen, ihn sofort holen zu lassen, sowie die leiseste Reue in Lamennais bemerkbar. Trotz dieses Versprechens kam der Herr Pfarrer doch am folgenden Tage wieder. Der Erzbischof bleibt auch nicht untthätig, er schickt seine frommen Sendlinge zu dem Sterbenden, ohne sich durch die Erfolglosigkeit dieser geistlichen Missionen abschrecken zu lassen. Am 30. Januar erscheint Herr D'Ortigue, ein musikalischer Schriftsteller, der durch seine Frömmerei noch bekannter ist, als durch seine musikalischen Arbeiten. Er erzählt mit rührender Naivetät, daß er und Herr von Vitrolles Lamennais trotz der gegentheiligen Ansicht der Aerzte als todt betrachten. „Er komme folglich (!) ihm zu sagen: Mein Freund, Ihr Leben ist zu Ende und Sie müssen Ihre falschen Meinungen widerrufen und in die römische Orthodogie zurückkehren.“ Der ehemalige Marineminister Karl X., Herr Hyde de Neuville, fand es auch der Mühe werth, in die Schranken zu treten, doch zieht er sich mit gleichem Erfolge zurück. Alles wird versucht. Die Dienerschaft Lamennais wird bearbeitet. Madame G. sucht den Diener des Kranken für ihre Absicht zu gewinnen. Dies ist der genaue Hergang dieses geheimen Feldzuges gegen den Bekämpfer des Klerus. Wir enthalten uns jeder Bemerkung und fügen blos die tröstliche Nachricht hinzu, daß sich Lamennais auf dem Wege der Besserung befindet. —

Aus England. Die Depeschen, die in der orientalischen Verwicklung gewechselt worden, liegen jetzt dem Parlament vor und gestatten eine klarere Einsicht in die Politik des englischen Ministeriums, als man bisher im großen Publicum hatte. Es geht daraus hervor, daß blos die mehrfach wiederholte und bestimmte Versicherung

des russischen Gesandten in London, Baron von Brunnow, Fürst Menschikoff's Sendung beziehe sich ausschließlich auf die Regelung der Differenz wegen der heiligen Orte, England abhielt, gleich von vornherein mit Frankreich zusammenzuwirken, das in diesem Falle allein bei der Frage betheiligt gewesen wäre. Sowie jedoch durch Lord Stratford die Kunde von der eigentlichen Tragweite der Menschikoff'schen Sendung nach London gelangte, war eine Verständigung mit dem französischen Cabinet sehr bald bewerkstelligt, und man kann nicht sagen, daß die Depeschen von einer schwankenden Politik Zeugniß ablegten. Das Befehlen der Donaufürstenthümer wird zwar als ein casus belli anerkannt, der Türkei aber dennoch angerathen, darauf nicht mit einer Kriegserklärung zu antworten, ein Gedanke, der von Lord Stratford ausging, welcher nach Einsicht der Lage der Dinge an Ort und Stelle zu der Erkenntniß kam, daß die Streitkräfte der Türkei damals in einem Zustande waren, welcher es ihr ganz unmöglich machte, einem Vorrücken der Russen nach Konstantinopel das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. Diese durch die Lage der Dinge gebotene Mäßigung war aber keineswegs mit dem Gedanken verbunden, irgend eine der die Unabhängigkeit der Pforte verletzenden Forderungen Rußlands zuzugestehen, und die Notizen des englischen Ministeriums lauten in dieser Hinsicht ebenso entschieden, wie die seiner Zeit von der Oppositionspresse so sehr belobten Schreiben des Herrn Drouyn de Lhuys. Ueberhaupt war durchweg das Einvernehmen der beiden Cabinetes ein ganz vollständiges, und selbst die Gesandten von Petersburg und Konstantinopel theilten sich ihre Depeschen gegenseitig mit. Der Entschluß, activ einzugreifen, wurde unmittelbar nach dem Ereigniß von Sinope gefaßt, welches in grossem Widerspruch mit der Versicherung des russischen Cabinets stand, das Resultat der in Wien angebahnten Vermittelung abzuwarten, und nur Angriffe der Türken auf die russische Stellung oder russisches Gebiet abzuwehren. Nun heisst es in einer Depesche des englischen Ministers: „Wenn frühere Massregeln für die friedlichen Absichten der beiden Regierungen Zeugniß ablegen, so täuscht sich das russische Cabinet sehr, wenn es Geduld mit Gleichgiltigkeit verwechselt, oder auf den Mangel an Entschiedenheit bei den beiden Regierungen rechnet,“ und Sir H. Seymour theilt bei der Anzeige von dem Einlaufen der Flotten in das schwarze Meer dem Staatskanzler mit, daß sie die russischen Schiffe auffordern würden, in ihre Häfen zurückzukehren, und sollte man diesem Befehl nicht gehorchen, Gewalt anwenden würden. Aus Berlin berichtet Lord Blomfield mehrfach über vollständige Uebereinstimmung des preussischen Cabinets mit der Politik der beiden Westmächte, während man sich in Wien allerdings nicht Rußland zuneigt, aber sich mit geringerer Bestimmtheit gegen dasselbe ausspricht.

Die toryistische Opposition, die in ihren Verdammungsurtheilen der ministeriellen Politik während der Parlamentsferien so lärmend war, hat sich bis jetzt, wo sie das Ministerium direct angreifen konnte, sehr still verhalten, und im Unterhause hört man aus ihrer Mitte sehr verschiedenartige Ansichten aussprechen. Herr Baillie, ein Vertrauter Lord Derbys, war der Meinung, man hätte der Türkei rathen sollen, sich Rußlands Forderungen zu fügen, wogegen Sir R. Peel und Liddell, ebenfalls Tories, sehr lebhaft protestirten, und Herr Disraeli tadelte blos im allgemeinen, und ging sogleich auf das Feld der innern Politik über, wo er gegen die Reformbill sprach und Interpellationen über die Finanzmassregeln des Schatzkanzlers ankündigte.

Das russische Cabinet hat sich in der That nicht anders verhalten, als man es erwarten konnte, und hat die Forderungen der Türkei nicht ohne Bedenken angenommen.

Δ Δ Aus Berlin. Es fängt an, etwas Leben in die Berathungen unserer Kammern zu kommen, wenn auch inmitten des Kriegsturmes, der sich immer drohender über Europa zusammenzieht, nur die parlamentarischen Kreise selbst einen regeren Antheil an den legislativen Arbeiten nehmen. Die letzte Woche sah, da die Arbeiten der Commissionen jetzt allmählig zum Abschluß kommen, häufigere Plenarsitzungen, als eine der seit der Eröffnung der Session verflossenen, und es ist zu Abstimmungen, zwar nicht in Cardinalfragen, aber doch von so bedeutsamer Art gekommen, daß sie gewissermaßen als ein Vorspiel der wichtigeren Entscheidungen, welche die Kammern zu treffen haben, betrachtet werden können. Die erste Kammer, deren Debatten die fast gänzliche Abwesenheit jeder ernstern Opposition — die Constitutionellen zählen in ihr nur drei Mitglieder — sonst nur ein sehr geringes Interesse läßt, bot ausnahmsweise ein solches in der Sitzung vom 1. d. M., in welcher der Bericht der Commission über den Stahlschen Antrag, betreffs der Reichsunmittelbaren, zum Vortrag kam und dadurch den gelehrten Vorkämpfern der Junkerpartei, Pernice (dem Referenten) und Stahl, die Gelegenheit wurde, eine Lanze für die Lieblingsfäße ihrer politischen Romantik zu brechen. Der erstere ging in seinem Eifer für die Quassisouveränität der Mediatisirten soweit — er behauptete unter anderm, die Aufhebung ihrer Rechte könne ihr Subjectionsverhältniß zur preussischen Krone in Frage stellen — daß selbst Herr Stahl, dessen geschmeidige Rede und glänzende Sophistik ihn zum geeigneten Moderator der einsam terribles seiner Partei macht, sich veranlaßt fand, einige zu kühne Schlußfolgerungen seines verehrten Freundes abzulehnen. Ich unterlasse es, näher auf die Deductionen beider einzugehen, die sich hauptsächlich um den Artikel der Bundesacte drehen, welcher die Rechte der Mediatisirten betrifft und dieselben daher als unantastbar, und wenn auch durch die Umwälzung von 1848 zeitweise abgeschafft, doch als noch immer zu Recht bestehend darstellten. Die Wortführer der äußersten Rechten erkennen beannthlich der Geschichte kein Recht gegen die Privilegien, die ihnen theuer sind, zu, und den Rechten anderer, die ihnen im Wege stehen, kein Recht gegen die Geschichte. In dem speciellen Fall der Reichsunmittelbaren genügt es, zu erinnern, daß alle Gründe, die gegen die Entziehung der ihnen in der Bundesacte garantirten Rechte angeführt werden, sich auch gegen die Entziehung der einst von ihnen besessenen Souveränität anführen lassen, gegen welche die Mediatisirten beannthlich 1843 einen feierlichen, niemals zurückgenommenen Protest erließen. Der Eifersucht des niedern Adels gegen den hohen, die schon auf dem vereinigten Landtage der Herrencurie gegenüber und neuerdings bei den langen Debatten über die Pairie sich offenbarte, gab diesmal Graf Blankensee Worte, wofür ihm vom Herrn Pernice die Zurechtweisung mit den Worten Türennes über den „Marquis v. Brandenburg“ wurde, der sich von dem französischen Marquis jener Zeit dadurch unterscheidet, daß, wenn er mit dem Fuße aufstampfe, die Erde 20 Meilen in die Runde erzittere. Es scheint, daß Graf Blankensee sich damit nicht geschlagen glauben durfte, denn mag zwischen dem ehemals reichsunmittelbaren und dem preussischen Landesadel ein noch so großer Unterschied stattfinden, darin sind sie wenigstens einander gleich, daß die Erde keine Viertelmeile in die Runde zittert, ob der eine oder der andere mit den Füßen auf den Boden stampft. Das Resultat der Debatte, in die Herr v. Westphalen sich mit der Erklärung mischte, daß die Regierung eine Vorlage in Betreff der Mediatisirten vorbereite, war die Vertagung des Stahlschen Antrags auf drei Wochen, welcher der Antragsteller selbst, obschon ziemlich widerwillig, beitrug. —

In meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen über die freie Commission, die sich zur Berathung der Gemeindeordnung für die sechs östlichen Provinzen gebildet habe. Dieselbe ist bereits mit einem Resultat ihrer Berathungen ans Licht getreten und hat zugleich einen parlamentarischen Erfolg errungen, der, falls die Reiben ihrer Anhänger sich nicht durch Abfall lichten, ihren Bestrebungen ein sehr günstiges Prognostikon stellen läßt. Sie hatte ihre Abänderungen zu der von der Regierung vorgelegten schlesischen Gemeindeordnung in die Zahl von einigen vierzig Amendements formulirt, drucken lassen und trat nun durch den Abgeordneten Diethold in der Sitzung vom 30. Januar mit dem Antrage auf, die Kammer möge dieselben der Gemeindeordnungscommission zur „Erörterung und Beschlußnahme“ überweisen. Obwol die beiden Fractionen der Rechten — die Kreuzzeitung hatte schon Tags vorher Alarm geschlagen — sich diesem Antrage widersetzten, die Herren v. Gerlach, Wagener und Manteuffel II. selbst alles aufboten, das „gelbe Buch“ — so wurden die Amendements der freien Commission von ihnen genannt — bei der Kammer zu verdächtigen und wenigstens die Streichung der Worte „zur Erörterung und Beschlußnahme“ durchzusetzen, so wurde der Diethold'sche Antrag trotzdem mit der überwiegenden Mehrheit von 182 gegen 142 Stimmen zum Beschluß erhoben. Diese Niederlage ist um so empfindlicher, weil sie bei der äußersten Rechten Befürchtungen rücksichtlich ihrer Lieblingsprojecte erweckt, und der kleine Erfolg, den Herr v. Westphalen in derselben Sitzung gegen den Präsidenten, Grafen Schwerin errang, indem des letztern Ansicht zuwider, und nach der des Ministers die rheinische Gemeindeordnung der schon bestehenden Gemeindeordnungscommission zugewiesen wurde, anstatt, daß wie Graf Schwerin es vorgeschlagen, eine besondere dafür niedergelegt würde, ist nicht geeignet, dafür Entschädigung zu geben. Die Kreuzzeitung wandte daher auch schon Tags darauf ihr beliebtes Mittel der Einschüchterung an und deutete in der etwas mystischen Weise, in die sie ihre Drohungen einzuhüllen pflegt, auf die Täuschungen hin, denen sich gewisse Parteien der Kammer hingäben, wenn sie eine wirkliche Macht zu repräsentiren glaubten. Die Methode ist bekannt: so lange die Kammer den Interessen der Junker dient, ist sie eine Institution, die nicht mißgeachtet werden darf, und durch sich selbst fortgebildet, d. h. allmählich ständisch gemacht werden muß; macht sie diesen Interessen aber einen Querstrich, so riechen die Herren Ritter sofort Leichen, wie Herr v. Bismarck-Schönhausen vor 1849. Die Drohungen sind diesmal auf die Fraction Hohenlohe berechnet, deren Stimmen dem Diethold'schen Antrag eine so große Mehrheit verschafften; unzweifelhaft wird man alle erdenklichen Mittel anwenden, um diese Fraction wiederum für die Gemeindeordnungsvorlagen des Herrn v. Westphalen zu gewinnen. — Die Sitzung vom 30. Januar endete noch mit einer andern, den Junkern mißfälligen Abstimmung. Ueber die Anträge von Harfort und Reichensperger in Bezug auf die Grundsteuerausgleichung wurde eine motivirte Tagesordnung Kühnes angenommen, die sie „in Erwartung anderweitiger Vorlagen dem Ministerium überweist.“ — Dagegen unterlag am 1. d. M. die Linke, und zwar, weil die katholische Partei gegen sie stimmte, mit der großen Mehrheit von 177 gegen 116 St., in der Abstimmung über die Wahl des Grafen York v. Wartenburg, welche annullirt wurde. — Gegenwärtig hat die Kammer mit der Berathung des Benzelschen Antrags über die Beschäftigung der Strafgefangenen mit Feld- und anderen Arbeiten außerhalb der Anstalt begonnen.

Der „Bannerträger der Ritterschaft“ hat seine vor Herrn Bloch gesenkte Fahne

seit einigen Tagen wieder in der Kreuzzeitung aufgepflanzt, deren „politische Oberleitung“ er übernommen, deren Unterzeichnung als verantwortlicher Redacteur aber durch einen Herrn R. Heinke geschieht. Herr Wagener debütiert bei seinem Wiedereintritt mit einer Anzahl kleiner Artikel, oder vielmehr mit einem Artikel, der durch eine Reihe von Nummern hindurch in kleinen Aufsätzen erscheint, über die orientalische Frage, dessen Quintessenz, nach Beseitigung alles überflüssigen Schwulstes und tiefsinnig thuernder Phrase, natürlich entschieden russisch ist und der zugleich eine große Zuversicht — ich lasse es dahingestellt, ob wahre oder verstellte — zeigt, die „kleine, aber mächtige Partei“ werde, wie in so vielen andern Fragen seit 1848 auch in dieser am Ende Recht behalten. Herr Wagener und diejenigen, in deren Namen er spricht, dürften sich jedoch arg täuschen, wenn sie glauben, die Triumphe, die sie über die politische Ermattung und Indifferenz des Landes errungen, weissagten ihnen einen gleichen Erfolg, wenn sie nichts Geringeres verlangen, als daß das Volk im Interesse ihres Rassenegoismus und ihrer fixen Ideen, Gut und Blut für eine Sache in die Schanze schlagen solle, welche seiner ungeheuren Mehrheit aufs tiefste verhaßt ist. Gott möge es verhüten, daß die Probe gemacht würde; sie könnte unglücklich ausfallen. Bis jetzt hat es aber auch nicht den Anschein, als ob man in unsern leitenden Regionen daran denke, aus der Neutralität heranzutreten. Sowol die Nichtherkunft des Grafen Orloff, dessen Sendung auch in Wien nichts weniger als reussirt haben soll, nach Berlin, spricht dafür, als die aus guter Quelle mir zugehende Nachricht, daß unsere Regierung trotz vielem Drängen des hiesigen russischen Gesandten in ihrer Neutralitätspolitik zu beharren beschlossen habe, ein Beschluß, auf dessen Zustandekommen dem Prinzen von Preußen ein wesentlicher Einfluß zugeschrieben wird. —

Denigkeiten der französischen Literatur. — Unter den jüngsten Erzeugnissen der Geschichtschreibung in Frankreich heben wir zwei gelehrte und vorzüglich behandelte Monographien hervor: die Geschichte der Seekriege unter der Republik und dem Kaiserreich, vom Schiffscapitän Jurien de la Gravière, und die Geschichte der Pyrenäen und der internationalen Beziehungen Frankreichs zu Spanien seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, von Genac Montanse. —

Literatur. — Sängersfahrt des Kölner Männergesang-Vereins nach London von Ernst Weyden. Köln, Franz Eisen. —

Die Kölnische Zeitung brachte in ihrem Feuilleton vom 3. Juni des vorigen Jahres einen ausführlichen Bericht über die Erlebnisse jenes Gesangvereins, der in England bekanntlich eine so seltene Theilnahme erregte. Sie erscheinen hier wieder gesammelt und geben ein anmuthiges Bild von dem bunten Zigeunerleben unserer Künstler in jener prosaischen Weltstadt, in welcher sie den deutschen Namen mit so ehrenvollem Erfolg vertreten haben. —

Wir haben in unserem Journal vor einiger Zeit eine Charakteristik des großen Königsberger Philologen Lobeck gebracht. In der Provinz als der gemeinschaftliche Lehrer aller Pädagogen auch dem größeren Publicum bekannt, steht er im übrigen Deutschland nur den Gelehrten nahe, weil seine Werke sich auf den steilsten Höhen der Wissenschaft bewegen. Es ist eigentlich schade darum, denn es ist in diesem Gelehr-

ten zugleich ein Fonds von warmem, starkem und gewaltigem Gefühl und nebenbei ein so feiner, durchgreifender Witz, daß auch das Volk wol seine Freude daran haben würde, wenn er ihm nur zugänglich wäre. Lobeck hält als professor eloquentiae an jedem Ordensfeste eine öffentliche Rede, in der er es an Seitenhieben gegen die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart nicht fehlen läßt. Diesmal war er durch zwei ganz heterogene Dinge angeregt, durch den Türkenkrieg und das neue Statut der philosophischen Facultät. Beides führte ihn auf Kant, der über den ewigen Frieden und über den Streit der Facultäten geschrieben hat. Das Thema des Friedens überließ er Vater Burrit und Cobden, und ging auf die Stellung der Facultäten zueinander ein, die, wie er befürchtete, bei dem zunehmenden Mysticismus und dem weiter um sich greifenden Geisterglauben sich wesentlich verändern dürfte. Die Jurisprudenz wäre durch den ewigen Frieden, die Medicin durch das Lebenselixir überflüssig gemacht. Die Philosophie, welche den Sisyphosstein der Weisheit rollt, dürfte ganz verschwinden und der Alchymie, die den Stein der Weisen entdeckte, der Astrologie, Dämonologie, Nekromantik, vielleicht der Wissenschaft der Trapezomantie (Kloppgeister und Tischrücker) Platz machen. Nur die Theologie werde bestehen, da sie seit alten Tagen als ecclesia militans sich bewährt habe. Lobeck, dessen Hauptwerke den unermüdlichen und siegreichen Kampf gegen jenen Mysticismus in der Wissenschaft enthalten, schloß diese scherzenden Bemerkungen ernst und würdig durch die Schilderung des wissenschaftlichen Geistes, wie nur ein Mann ihn empfinden kann, der sein langes, reiches und schönes Leben hindurch auf den Höhen der Wissenschaft gelebt. — Möchte doch diese Rede dem größeren Publicum nicht vorenthalten werden.

Ueber die orientalische Frage ist eine neue Broschüre erschienen: „Die osteuropäische Gefahr“, vom Verfasser der westeuropäischen Grenzen (Trier, Ling). Zwar wurde dieselbe unmittelbar nach dem Eindruck des Ereignisses von Sinope geschrieben, bevor man das Einrücken der vereinigten Flotten in das schwarze Meer erfahren hatte; aber ihre Deductionen haben noch immer ihre völlige Giltigkeit. Leider hat sich der Verfasser der durch unsere Belletristen eingeführten Manier angeschlossen, einfache Dinge, die um so deutlicher ausgedrückt werden sollten, da sie sich auf das praktische Leben beziehen, in so schwülstigen und mystischen Ausdrücken als möglich zu geben. Namentlich seine Vorrede wird durch einen mystischen Tiefinn förmlich erstickt. Aber man muß sich über diese schlechte Form hinwegsetzen, denn der Inhalt der Broschüre ist beherzigenswerth und verdient allgemeine Aufmerksamkeit. Der Verfasser hatte sich in seiner früheren Schrift gegen den französischen Bonapartismus gewendet. Wenn er diesmal die Gefahren, die das ganze gebildete Europa von Rußland bedrohen, hervorhebt, so fügt er ganz mit Recht hinzu, daß das keine Inconsequenz ist. In dem gegenwärtigen großen Conflict Europas, der wenigstens aller menschlichen Voraussicht nach weit ernster werden kann, als irgend einer seit 1813, müssen die kleinen Parteiunterschiede vollständig verschwinden. Möchten doch die goldenen Worte, die der Parlamentsabgeordnete Taylor an seinen ehemaligen Freund Cobden schrieb, überall Geltung finden. Taylor sagt dem berühmten Agitator in jener kernigen Sprache Altenglands, die wir bei uns in Deutschland fast ganz verlernt haben, daß er gegen ihn stimmen würde, auch wenn er dem allerwüthendsten Schützöllner und Tory ins Parlament verhelfen müßte; denn so sehr er von der Wahrheit der Handelsfreiheit und von der Unvernunft des

Torythums überzeugt sei, so stehe die Frage nach der Art und Weise der Staatsverwaltung doch erst in zweiter Linie; zunächst komme es darauf an, die Existenz und Integrität des Reichs zu wahren. — Das ist ein Gefühl, welches nicht nur den Engländer, sondern jeden Einzelnen, der einer gebildeten Nation angehört, durchdringen muß. Auf uns allen lastet der russische Kolos wie ein schwarzes Verhängniß, namentlich aber auf Deutschland. Schon hat der Russe nach Kiel seinen Fuß gesetzt, ja selbst in Oldenburg ist er mächtig und wehrt uns den Eingang in die Nordsee, keine freie Bewegung ist unseren Fürsten, ist unserer Volks möglich. Wie Schachfiguren sind sie in der Hand jenes Mächtigen, der zur Erhaltung des Welttheils nothwendig sein soll. Jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, dieser Uebermacht Grenzen zu setzen. Zum ersten Mal seit seinem Bestehen hat Rußland einen übereilten Schritt gethan und die Macht der Ereignisse hat den Krämergeist der englischen Regierung endlich soweit fortgerissen, daß sie nicht mehr zurück kann. Auf Deutschland kommt es jetzt an, ob wir einem langen, hoffnungslosen, allgemeinen Kriege oder einer schnellen Entscheidung entgegengehen sollen. Aber nur jetzt nicht jene alten Rivalitäten zwischen Oestreich und Preußen, zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Protestantismus und Katholicismus! Grade in diesem Sinn hat jene Broschüre für uns ein großes Interesse, da sie aus Händen des Katholicismus hervorzugehen scheint. Alle diese Gegensätze müssen sich jetzt ausgleichen vor dem gewaltigen Gegensatz des Abendlandes gegen das Morgenland. Unsere Streitigkeiten auszusechten, wird nachher noch Zeit genug sein. Vorläufig gilt es, den freien Boden zu wahren, auf dem wir überhaupt streiten können. Was jetzt irgend einen Apfel der Zwietracht in unsere Reihen werfen kann, muß aufs sorgfältigste vermieden werden, und wir müssen der nationalen Erhebung mit Freuden folgen, auch wenn sie vom allerärgersten Absolutismus geleitet werden sollte. —

Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. — Erzählt von Dr. D. Klopp. Hannover, Carl Rümpker, 1852. — In einfacher Darstellung gibt der Verfasser ein Bild von dem Leben des niederländischen Seehelden. Mit warmer, patriotischer Gesinnung zeigt er, ohne zudringlich zu werden, dem Leser, auf welchem Wege ein Volk zu seinen Seehelden komme, und daß die Heldenkraft des Einzelnen nur die Gelegenheit erwarte, sich Bahn zu brechen, um zu rechter Zeit die Interessen einer Nation zu vertreten. Es ist anzunehmen, daß auch uns Deutschen die Ruiter und Tromp nicht fehlen werden, wenn unsere Nation sich nur erst die kleine Mühe gegeben haben wird, solche Staatsverhältnisse herbeizuführen, in denen dergleichen Männer möglich sind. Daß Beiträge von einem oder mehreren Thalern zu einer deutschen Flotte dazu nicht hinreichend sind, haben die letzten Jahre gezeigt. Daß aber eine Belebung unserer Seekraft und die Bildung einer starken Kriegsmarine nicht zumeist von einer Concentration der deutschen Interessen abhängig sei, lehrt die Geschichte der holländischen Flotte. Denn die Staatsverfassung der Niederlande war damals keineswegs weder concentrirt, noch einig. Der Unterschied ist nur der, daß über den divergirenden Interessen und der Eifersucht der einzelnen Provinzen in den Niederlanden damals die gemeinsamen Interessen bereits weiter entwickelt waren und mit imponirender Gewalt hervortraten, daß der Reichthum viel größer und das nationale Selbstgefühl stärker war, als bei uns. Wir Deutsche empfinden uns als getrennt und unsere Regierungen als uneinig, weil die Bande, welche die einzelnen Theile Deutschlands zusammen-

halten, noch zu locker sind. Handel und Industrie sind bei uns noch lange nicht so weit, daß sie die Tendenzen der Regierungen beherrschen könnten, sie fangen grade jetzt erst schüchtern und unsicher an, dieselben zu beeinflussen. Daß bei uns auf einem so großen Gebiet, bei weit größerer Divergenz der einzelnen praktischen Interessen des Volkes ein solcher einheitlicher Zug derselben nach einer bestimmten Richtung weit schwerer und langsamer zur Ausbildung kommen kann, möge man auch beherzigen und nicht verkennen, daß wir auch in dieser Beziehung in starkem Fortschritt begriffen sind. Das Buch ist als Volkselectüre zu empfehlen. —

Das Thierleben der Alpenwelt von Friedrich v. Eschudi, 2. verbeß. Aufl. mit 24 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1854. — Diese neue Auflage des guten Werkes, welches in d. Bl. bereits ausführlich besprochen und nach Verdienst gewürdigt ist, kann allen Freunden einer interessanten und bildenden Lectüre angelegentlich empfohlen werden. Es ist ein Muster von populärer Darstellung, mit feinem Geist und bester Sachkenntniß geschrieben und in dieser Ausgabe ganz vortrefflich ausgestattet. Auch die Bilder sind im ganzen hübsch und charakteristisch gemacht. Wenn der fehlende Bart, sowie die falschen Zähne des Steinbocks auf der ersten Kupfertafel dem Zeichner bereits mehrfach zum Vorwurf gemacht worden sind, so würde eine nachgelieferte correctere Abbildung auch diese Zugabe des Werkes zu einem willkommenen Schmuck desselben machen. —

Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, herausgegeben von Otto Wigand. I, 1. Leipzig, O. Wigand 1854. — Außer dem vielversprechenden Vorwort und zwei publicistischen Aufsätzen, welche nicht bedeutend, aber wohlmeinend und mit Haltung geschrieben sind, enthält dies erste Heft einer neuen Zeitschrift zwei größere literarische Arbeiten. Zuerst in poetischer Form: Herr Oskar und Blond Gänseblümlein, eine Satire auf Redwig und sein Gedicht Amaranth. Es ist zu bedauern, daß diese Satire außer einigen literarischen und politischen Witzeleien auch einen ungewöhnlichen Grad von roher und zotenhafter Gemeinheit zeigt. Und ferner: Herr Julian Schmidt, der Kritiker und Literaturhistoriker, ein Charakterbild. Von G. Fr. Daumer. Auch bei diesem Artikel ist zu bedauern, daß der Verfasser durch verlegte Auteureitelleit verleidet worden ist, in einen Ton zu verfallen, welchen der gebildete Leser selbst der größten Erbitterung eines gekränkten Schriftstellers nicht verzeiht. Er ist so würdelos, so den untersten Schichten der Pamphlet-Literatur angehörig, daß man neben dem natürlichen Gefühl des Ekels nur dem Befremden Raum geben darf, wie tief ein den gebildeten Classen angehöriger Schriftsteller sinken kann, wenn ihm das sichere Selbstgefühl fehlt. — Für den Takt des Herausgebers und die Zukunft der Zeitschrift erweckt es kein günstiges Vorurtheil, daß die beiden ersten Aufsätze der neuen Jahrbücher so viel Niedrigkeit der Gesinnung und so große Verschrobenheit des Urtheils zur Schau tragen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **J. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **G. E. Elbert** in Leipzig.